

Wo warst du, Adam?

Wilfried Schulz übernimmt das Staatsschauspiel Dresden – und macht zur Eröffnung fast alles richtig

Man bemerkt ihn kaum, wie er im neuen und etwas überambitionierten Theaterrestaurant eine Rede vor Freunden und Förderern des Hauses hält. Der kleine, leise Mann erweckt den Eindruck, er würde am liebsten alle Besucher des Theaters, das er von Beginn dieser Saison an leitet, persönlich begrüßen, ganz zart nur, ohne großen Aplomb. En passant leicht streifen und dabei sagen, dass das doch schön gewesen sei, was man gerade gesehen habe. Und damit hat er recht. Wilfried Schulz hat die Intendanz des Staatsschauspiels Dresden übernommen, nach neun Jahren in selber Funktion in Hannover, nach seiner Tätigkeit als Chefdramaturg in Basel oder am Hamburger Schauspielhaus. Im Kinderwagen noch hat Schulz die DDR verlassen; jetzt kommt er auf deren einstiges Gebiet zurück und macht das richtige Theater für den richtigen Ort.

Vier Premieren eröffnen die Spielzeit. Mit der ersten, einem Vorspiel, einer Petitesse, umgarnet Schulz das Publikum und die Mitarbeiter des Hauses, das er übernimmt: Martin Heckmanns, Dramaturg und Hausautor am Staatsschauspiel, lauschte drei Damen, die seit fast 40 Jahren im Dresdner Ensemble sind, in Gesprächen ein Stück ab. „Zukunft für immer“ ist eine Hommage ans Theater, gewürzt mit ein bisschen DDR-Geschichte. Simone Blattner stellt Regina Jeske, Helga Werner und Vera Irrgang (alternierend: Hannelore Koch) auf ein Bühnchen vor dem Vorhang des Schauspielhauses. Drei wunderbar alte und sehr agile, wunderschöne Theaterchens sind das, eher drei freundliche „Macbeth“-Hexen als drei Schwestern, die emphatisch darüber plaudern, wer sie alles waren, Klageweiber, Kindsmörderinnen und Prinzessinnen, in ihren Rollen selbstverständlich, und wie auf einmal das ganze Theater im Theater obsolet schien, weil das eigentliche Theater auf der Straße stattfand, als die Wende kam. „Ins Theater kam man nur noch, um sich ablenken zu lassen.“ War das vorher anders?

Wende, Teil 2: Vor ziemlich genau einem Jahr veröffentlichte Ingo Schulze seinen Roman „Adam und Evelyn“. Schulze, der Wende-Experte unter den deutschen Schriftstellern, schuf damit ein federleichtes Meisterwerk, ein hingetupftes, pointillistisches Gemälde des Sommers 1989, als in Ungarn die fluchtbereiten DDR-Bürger darauf warteten, dass die Grenze nach Österreich durchlässig würde. Doch der Roman ist genauso die Geschichte einer Liebe, die des Schneiders Adam zu seiner Evelyn. Adam erschafft schöne Frauen, nicht aus seiner Rippe, sondern kraft seiner Schneidertätigkeit. Ein blühender Einmannbetrieb im Schatten der Planwirtschaft ist sein Dachboden; alle kommen zu ihm, werden durch ihn schön. Und dann schläft er mit ihnen, seinen Geschöpfen.

Adam geht's gut, Evelyn will weg. Nicht erst seit sie Adams unbezähmbare Fleischeslust entdeckt hat. Sie will studieren, was sie interessiert, nicht was sie soll. Dann taucht Michael aus Hamburg auf, der Evelyns Freundin Simone „herausheiratet“ sollte, nun Evelyn viel interessanter findet; man reist an den Plattensee, Adam hinterher, in seinem klapprigen Wartburg namens Heinrich, von umfassender Einsicht in seine eigene Liebe angetrieben. Und schließlich finden sich Adam und Evelyn in Westdeutschland wieder, glücklich und unglücklich, weil sie ihre Liebe wieder haben, aber Adam gar nicht weiß, was er hier soll. Früher hatte er alles, seinen Garten, seine Weiber, sein Bier. Jetzt ist er Flick-



Zauberhafte Hängepartie: Von einer Liebe, die im Sommer 1989 beginnt, erzählt Ingo Schulzes Roman „Adam und Evelyn“, inszeniert von Julia Hölscher. Am Gestänge baumelt Karina Plachetka (Evelyn).
Foto: David Baltzer

schuster und verbrennt die Fotografien, die ihn an dieses Früher erinnern.

Den Reiz der Vorlage fängt die Bühnenbearbeitung von Jens Groß ebenso ein wie über weite Strecken die Inszenierung von Julia Hölscher. Schon der Ort ist klug gewählt, das sogenannte Kleine Haus, weil dies in der Neustadt liegt und Dresden hier an vielen Ecken noch so ausschaut, als müsste man auf die Wende noch warten. Zwei raumfüllende, schwere Planen grenzen die Spielfläche ab – genug Symbol für die Ausweglosigkeit der DDR. Da laufen sie sinnlos dagegen, die Figuren, am wenigsten Adam selbst, der Genügsame, der in Benjamin Höppner eine wunderbare Verkörperung findet.

An diesen warmen Mann schmiegt sich Evelyn (Karina Plachetka), wenn sie nicht gerade sauer ist, in seinen Pullover krabbelt die irrlichternde Katja (Nicola Gründel) hinein, wenn sie im Kofferraum über die Grenze nach Ungarn will. Hölscher inszeniert das Stück vom verheißungsvollen Sommer am Plattensee aus; ins Liebespiel am Strand flieht sie Schulzes liebevoll gezeichnete Pretiosen des DDR-Alltags ein wie einen in Adams Wartburg verliebten Tankwart, der die alte Karre mit verbotenen Ersatzteilen versorgt.

Alles ist offen, heiter – und immer wieder bricht das gegenseitige Misstrauen, die Angst vor Bespitzelung, die Sorge um die Freiheit herein. Wo sich Hölscher auf Schulzes zarten Ton verlässt, ist der Abend voller Zauber. Wo sie glaubt,

Theater machen zu müssen, also das DDR-Personal zu Engeln poetisiert, deutsche Polizisten zu Stasi-Kasperln umformt und laute Kabarettfiguren aus jenen Ungarn und Bayern macht, die bei Schulze ein bisschen tölpelhaft die Ostdeutschen umsorgen – da wünschte man sich mehr Vertrauen in diesen Text, der alles so schön und plastisch erzählt, wenn man nur aufmerksam lauscht.

„Romeo und Julia“ hat in der Regie von Simon Solberg Kultcharakter

Zwar nicht Wende, aber doch Entwicklung: Die erste große Premiere war „Wilhelm Meisters Lehrjahre“ im Schauspielhaus, von Heckmanns und der Regisseurin Friederike Heller für die Bühne zurechtgeschnitten. Goethes Theaterroman fürs Theater: Da könnte man einerseits wieder an eine Hommage, andererseits auch an das denken, was Dresden – sieht man von einigen Straßen in der Neustadt ab und zieht man einen Vergleich etwa mit Leipzig – auszeichnet: das langsame Fortschreiten des Bürgertums, die zähe, kontinuierliche Entwicklung. Dresden hat die Semperoper und will gar nicht hip sein. Goethe ist nicht hip, wenn er beschreibt, wie Wilhelm nach künstlerischer Sinnsuche dem bürgerlichen Funktionieren anheim fällt, und die Band Kante ist erst recht nicht hip. Kante ist eine Hamburger Combo, die im „Wilhelm

Meister“ live mitspielt, bedeutungsschwanger auf ihrem Bühnenpodest von vorn nach hinten gefahren wird und dabei dröge, semipathetische Allerweltsliedchen mit einfältigen Texten von der Bühne herunterlässt. Die Band ist die lähmende Geißel der Aufführung, die großartig beginnt, mit einem reizenden Puppenspiel, das der die Welt bestaunende Wilhelm (Christian Friedel) so liebt, und dann im Wirrwarr endet. Hellers Inszenierung zeichnet sich durch eine erstaunliche Beliebigkeit der Mittel aus, dies aber mit viel Aufwand, bis man nicht mehr weiß, was jetzt Ironie – die esoterisch-faschistoide Turmgesellschaft – oder nur missglückt ist.

Dennoch ist die aufgemotzte Schulkultüren-Produktion zum Start nominell gut geplant. Wie man das richtig gut macht, zeigt Simon Solberg mit seiner fabelhaften „Romeo und Julia“-Adaption. Das Ding wird Kult, das zieht Dresdens gesamte Jugend ins Theater! Die Inszenierung strotzt vor Zitaten und Anleihen aus Kino, Pop, MTV, Werbefernsehen, verliert aber bei aller Wucht und Rasanz nie Shakespeare aus den Augen. Die beiden Familien stehen unter polizeilicher Aufsicht, die Jugend birnst vor Hip-Hop-Energie, der Bruder Lorenzo dealt mit Büchern, Träumen und klugen Ratschlägen. Gefochten und gekämpft wird hier, dass man den Atem anhält, und das Jenseits ist ein Himmel der Rock-'n'-Roll- und Kinolegenden – Heath Ledger ist auch schon da. EGBERT THOLL